

Bergbau in und am südlichen Schwarzwald : über den Versuch, mit der Geschichte eines 1000jährigen Gewerbes umzugehen

Autor(en): **Kaltwasser, Stephan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **90 (1994)**

Heft 1: **Thema : Bergbau**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-117895>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bergbau im und am südlichen Schwarzwald

Über den Versuch, mit der Geschichte eines 1000jährigen Gewerbes umzugehen

Von Stephan Kaltwasser

I. Blüte und Niedergang des «alten» Erzbergbaus

Der Schwarzwald hat als Bergbaulandschaft für Blei-Silber-Erze eine vielfach unterbrochene, aber letztlich immer wieder zu neuer Bedeutung gelangte Tradition, deren Wurzeln sich dank jüngster archäologischer Forschungen¹ bis in die römische Zeit zurückzuverfolgen lassen. Die grösste Prosperität erreichte der Erzbergbau in der Zeit vom Hochmittelalter bis in die frühe Neuzeit. Die Städte Freiburg, Basel und Strassburg profitierten in ihrer Entwicklung erheblich vom Silberbergbau. Dessen nachrömischer Wiederbeginn dürfte in karolingischer Zeit eingesetzt haben.² Die frühesten schriftlichen Quellen stammen aus dem Jahr 1028. Sie knüpfen eine direkte Beziehung zwischen Schriftquelle und geographischer Lokalisation.³ Diese Kombination findet sich erst wieder ab dem frühen 14. Jahrhundert in Dokumenten über Beleihungen durch den Grafen von Freiburg. Die ökonomische und politische Potenz des Silberbergbaus machte aus den daran unmittelbar Beteiligten eine sozial hochangesehene Gruppe mit eigener Gerichtsbarkeit, eigenen Freiheiten und Privilegien – zumindest lässt die Rechtsüberlieferung darauf schliessen. Wie die tatsächliche soziale Positionierung und Differenzierung innerhalb dieser Gruppe zu bewerten ist, entzieht sich allerdings der bisherigen quellenhistorischen und archäologischen Forschung. Es ist jedoch als sicher anzusehen, dass sich ab dem 14. Jahrhundert grosse Gewerkschaften mit teilweise mehr als hundert Beteiligten bildeten. Das bergmännische Fachwissen hatte einen sehr hohen Standard⁴ und konnte in Tradition weitergeführt werden. Die Kette Rohstoffherzeugung (Bergbau), Verarbeitung (Schmelze), Endprodukt (Münze) und Handel war regional gewährleistet und somit auch das technische Wissen.

Die Bedeutung des Silberbergbaus für Besitz- und Machterhalt zeigt sich in der besonderen Pflege durch die jeweilige Landesherrschaft, seien es die Zähringer Herzöge und deren Nachfolger, die Freiburger Grafen, die badischen Markgrafen, die Habsburger oder die Häuser Fürstenberg, Geroldseck (die sich für kurze Zeit den Bischofssitz in Strassburg sichern konnten) oder Württemberg. Die schriftlichen Überlieferungen über den mittelalterlichen Bergbau sind überaus dürftig; allerdings zeugen Sagen und Erzählungen von einer gewissen Eigendynamik der entstandenen Kultur. Die akute gesellschaftspolitische und ökonomische Problematik der bergmännischen Welt spiegelt sich in Überlieferungen wie der Köhlersage (der Gründungssage des Hauses Zähringen), der Sage über den Untergang des Suggentals, der Münstertalsage (dieser zufolge soll beim Anblick eines Mönches das Erz unter den Händen des Bergmannes geschwunden sein; die Bergleute zeig-

ten durch obszöne Gebärden ihre Abneigung gegenüber den Mönchen des Klosters St. Trudpert, worauf ein grosses Bergunglück die Bergleute heimsuchte) oder der Sage von der Samstagsfron (die auf das mythische Zahlenspiel des Teufels verweist, an dessen Tag eigentlich nicht gearbeitet werden darf: das «böse» Erz an diesem Tag ist die Fron für den Bergherren). Die Dechiffrierung dieser Überlieferungen auf ihren sozio-kulturellen und sozio-ökonomischen Gehalt in ihrer jeweiligen Entstehungszeit wäre eine eigene Arbeit wert.

Nachdem gegen Ende des 16. Jahrhunderts aus verschiedenen sozialen und politischen Konstellationen heraus⁵ der Bergbau bereits mit erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, erfährt die Glanzperiode ihren endgültigen Niedergang im dreissigjährigen Krieg, von dessen katastrophalen Auswirkungen er sich bis in die Moderne nicht wieder zu erholen vermag. Fast alle Gruben wurden aufgelassen, die Schmelzen zerstört oder verlassen. Die Bergleute waren entweder verschwunden oder gingen anderen Tätigkeiten nach. Nach zwei bis drei Generationen waren sämtliche Kenntnisse über das Montanwesen verschwunden. Lokale Siedlungen verloren ihr Gepräge ebenso wie die entsprechende Infrastruktur.

II. Der Bergbau vom 18. Jahrhundert bis in die Moderne

Ein völlig neues Kapitel der Bergbaugeschichte begann im 18. Jahrhundert unter nunmehr veränderten Vorzeichen und zunächst auf einem erheblich niedrigeren Niveau: Die neue Phase wurde durch die Initiative der jeweiligen Landesfürsten angeregt (also durch das habsburgische Vorderösterreich, die Häuser Baden, Württemberg und Fürstenberg). Sie zeichnete sich in erster Linie durch eine völlig neue Struktur aus: Vor Ort gab es so gut wie keine Fachleute und Sachverständige mehr. Diese wurden in Sachsen, im Harz und in den habsburgischen Landen Böhmen, Tirol und der Krain angeworben. Den Einheimischen blieben die niedrigen Tätigkeitsbereiche. Gleichwohl gab es Arbeitskräftemangel, der ebenfalls mit fremden Arbeitern aus den genannten Landschaften wettgemacht wurde. Insbesondere die zahlreich zugezogenen Tiroler bildeten noch heute ganze Namenskolonien im südlichen Schwarzwald.⁶ Der Bergbau ging immer noch im wesentlichen auf Blei-Silber-Erze um; der bergmännische Eisenerzabbau war auf nur wenige Vorkommen im Bereich Randen und Südostschwarzwald (Fürstenberg), sowie Neuenbürg nahe Pforzheim (Württemberg) beschränkt, und das eisenerzeugende Gewerbe war grösstenteils auf Lieferungen aus dem Tagebau angewiesen. Als neue Produkte gelangten nun die Kobalterze für die Farbenwerke zu Bedeutung, bergmännisch gewonnen wurden weiterhin auch Mühlsteine (Waldshut) mit dem Hauptabsatzgebiet in der nördlichen Schweiz. Trotz der Unterstützung durch die landesfürstlichen Hofkammern, etwa durch günstige Konditionen bei der Holzbeschaffung, zeitigte der Blei-Silber-Bergbau nur sporadisch gute Ergebnisse. Für die Finanzierung der zahlreichen Kriege im Laufe des 18. Jahrhunderts waren die Erträge aus dem Silberbergbau jedoch immer noch ausreichend.

Es war schliesslich auch wieder ein Krieg, der den wiederaufgenommenen Bergbau gegen Ende des 18. Jahrhunderts unterbrach. Die napoleonische Neuordnung im deutschen Südwesten hatte zur Folge, dass der gesamte Bergbau im mittleren und südlichen Schwarzwald in die Regie des badischen Grossherzogs fiel; bereits 1797 war eine badische Bergordnung erlassen worden. Die Aktivitäten waren im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts jedoch bescheiden und beschränkten sich auf die Neugründung und alsbaldige Wiederauflösung verschiedener Bergämter sowie Inspektionen, eine 1812 eingesetzte und 1825 aufgelöste Bergwerkskommission und verschiedene Bergwerksdirektionen. Ein neues, an die preussische Bergordnung angelehntes Berggesetz trat in Baden erst 1891 in Kraft. Die letzte grosse Phase im Schwarzwälder Bergbau ist durch eine Entwicklung gekennzeichnet, die das 19. Jahrhundert allgemein bestimmt hat: die Gründung und Konzessionierung grosser Gesellschaften mit Privatkapital. Der 1826 gegründete Badische General Bergwerksverein war eine der ersten grossen badischen Aktiengesellschaften. Sie betrieb mit einigem Erfolg die Gruben Anton im Heubachtal (Schiltach, mittlerer Schwarzwald) und Teufelsgrund im Münstertal (Breisgau). Das Ergebnis rief auch englische Kapitalgesellschaften auf den Plan, und so beutete ab 1858 die badisch-englische «konzessionierte Gesellschaft» die Gruben des General Bergwerksvereins aus.⁷ Der Erfolg blieb jedoch aus, 1865 wurde die Gesellschaft aufgelöst. Ebenso stellte zwei Jahre später die 1847 gegründete «Kinzigthal Mining Ass.» ihre Tätigkeit ein.

Neben den grossen Grubengesellschaften, die reine Spekulationsanlagen waren und von internationalen Kapital- und Politikinteressen ohne Einwirkungsmöglichkeiten der örtlichen Beteiligten gebildet wurden, gab es eine weitere Entwicklung, die sich begrifflich nur sehr unpräzise mit «Kleinunternehmertum» beschreiben lässt. Die Zuordnung dieser Kleinunternehmer zum 19. Jahrhundert soll lediglich der Tatsache Rechnung tragen, dass diese Unternehmensform erst spät schriftquellenmässig und literarisch fassbar wird. Tatsächlich dürfte diese Unternehmensform als landwirtschaftlicher Nebenerwerbszweig schon vorher existiert haben, insbesondere in Zeiten wechselnder Herrschaften und somit unsicheren Bergrechts oder ökonomisch-sozialer Tiefen (im späten 14. Jahrhundert bzw. während des gesamten 17. Jahrhunderts). Ein breites Quellenmaterial erschliesst sich in Heinrich Hansjakobs Erzählung «Erzbauern». Hansjakob beschreibt in teils romantisch-heroisierender, teils distanziert-naturalistischer Form die Lebens- und Arbeitsbedingungen von bergbautreibenden Landwirten im mittleren Schwarzwald.

Es blieb schliesslich kapitalkräftigen Unternehmern vorbehalten, die letzte grosse Blütezeit des Bergbaus zu begründen. Waren es zunächst einzelne Unternehmergestalten wie Carl Roggenbach, die sich der aufgelassenen Gruben annahmen, so interessierten sich alsbald kapitalkräftige Aktiengesellschaften für den insbesondere nach dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 in Schwung gekommenen Bergbau. Neben den Bergbau revolutionierenden Entwicklungen und Erfindungen – wie der Nutzung der elektrischen Energie, dem systematischen Einsatz der Sprengtechnik, der Pressluft – waren es vor allem neue Produkte, die dem Bergbau Auftrieb bescherten. Flussspat, Schwerspat und Blei-Zink-Erze verdräng-

ten die Produktion von Blei-Silber fast völlig. Die Dimensionierung aufgrund der neuen technischen Möglichkeiten verlangte nach Arbeitskräften und Fachleuten. Wie im 17. und 18. Jahrhundert waren die einheimischen technischen Traditionen und Kenntnisse aufgrund der grossen Intervalle gering. Arbeitskräfte wurden in den traditionellen Reservaten angeworben: Tirol, Südtirol, Italien und später auch im Rhein- und Saargebiet. Nach anfänglich grossen Gewinnen war der Erfolgsverlauf nach dem 1. Weltkrieg eher ambivalent; grosse Einbussen mussten die Gruben infolge der Weltwirtschaftskrise hinnehmen, der Betrieb musste in einigen Gruben über Jahre eingestellt werden. Die Autarkiebestrebungen in der Zeit des Nationalsozialismus eröffneten den Werken ab Mitte der dreissiger Jahre neue Absatzmöglichkeiten. Nach dem Krieg erlebte der Bergbau in allen Bereichen eine kurze Hausse, musste sich aber sehr rasch der Konkurrenz auf dem Weltmarkt beugen. 1954 begann im Schwarzwald das langsame, aber unabwendbare Sterben der Gruben. Eine kurze Episode des Uranabbaus bei Menzenschwand konnte die allgemeine Tendenz nicht mehr beeinflussen. Derzeit wird nur noch in einer einzigen Grube (Flussspatgrube Clara bei Wolfach, mittlerer Schwarzwald) abgebaut.

Während der Erzbergbau im Schwarzwald auch im modernen Industriezeitalter selten mehr als 200 Personen zu beschäftigen vermochte, war eine weitere Sektion bergmännischer Tätigkeit in anderer Dimension bemessen: der im Markgräfler Land am Oberrhein in den Orten Buggingen, Seefeldern und Heitersheim nach dem Ersten Weltkrieg betriebene Kalisalz-Abbau war von Anfang an mit einem modernen Produkt verbunden, das keinerlei traditionelle Vorläufer kannte. Es unterscheidet sich vom «alten» Montanwesen in Südbaden markant, wie der folgende Exkurs zu verdeutlichen versucht.

III. Der Kalisalzbergbau im Markgräflerland

1. Die Anfänge

Im Jahre 1840 konnte der Giessener Chemieprofessor Justus von Liebig nachweisen, dass nicht der Humus für die Ernährung der Pflanzen massgebend ist, sondern die Mineralstoffe. Aus dieser Erkenntnis heraus erwuchs eine neue Düngelehre, die besagte, dass die Mineralstoffe Stickstoff, Phosphor und Kalium dem Boden zum Wachstum der Pflanzen zugeführt werden müssen. Düngung und Bodenverbesserung waren bereits vor Liebigs Erkenntnissen bekannt gewesen (Stallmist, später auch Mergel und Kalk). Um 1800 hatten die Intensivierung der Fruchtwechselwirtschaft, der Leguminosenanbau und das regelmässiger Ausbringen des Stallmists die Produktion so stark erhöht, dass die absolute Steigerungsrate höher als das Bevölkerungswachstum war. Konnten in der vorindustriellen Zeit nur die elementarsten Bedürfnisse gedeckt werden, tat sich nunmehr ein neuer Horizont der Lebensabsicherung auf. Das zur Düngemittelherstellung notwendige Kalium fand man 1856 in den Salzen des Steinsalzwerkes Stassfurt bei Magdeburg. Mit der Errichtung der ersten Chlorkaliumfabrik konnten die zunächst nur als Abraumsalze ausgebrachten

Kalisalze verarbeitet werden. Ab 1862 begann die bergmännische Gewinnung von Kalisalzen. Mit der nun immer stärker einsetzenden mineralischen und chemischen Düngung konnten Grenzertragsflächen kultiviert und witterungsbedingte Ertragsrückschläge durch höhere Produktion überbrückt werden. Entsprechend diesen neuen Erwartungen muss die Präferenzskala menschlicher Ansprüche an Lebenserwartung, Lebensqualität und Umwelt aus der Sicht der an der Schwelle zur Industrie stehenden Gesellschaft betrachtet werden. Unsere heutigen Erkenntnisse über Düngung, Technisierung und Pflanzenzucht können dabei nicht als Massstab dienen.

Im Anschluss an die ab 1861 mögliche Verarbeitung der Kalisalze setzte in Norddeutschland eine rege Bohrtätigkeit ein, 1904 wurden bereits in 28 Zechen Kalisalze gefördert. Immer mehr wurde die Landwirtschaft zum Hauptabnehmer der Produkte. Nachdem im Jahre 1904 im Elsass ebenfalls ergiebige Kalisalzlager entdeckt wurden, lagen Untersuchungen auf der badischen Seite nahe. 1910 wurde die Bohrkonzession erteilt und 1912 fanden die ersten Tiefbohrungen im Raum Hartheim-Buggingen im Markgräflerland statt. Die Bohrungen versprachen einige Aussichten auf Erfolg.

2. Geologische Bedingungen

Die Kalisalzlager in der Oberrheinebene sind geologisch gesehen noch sehr jung. In den als «Pechelbronner Schichten» bezeichneten Ablagerungen der unter- und mitteloligozänen Phase des Tertiärs sind mächtige Lager an Steinsalz, Kalisalz und Anhydrit enthalten. Die Mächtigkeit der Kalisalzlager beträgt bei Buggingen 4,0 bis 4,5 Meter, der K₂O-Gehalt liegt bei 22 bis 24 Prozent und damit über den Werten der norddeutschen Kalilager aus dem Zechstein. Die salzführenden Schichten fallen auf der rechten Rheinseite sehr stark ein: beim Bahnhof Buggingen etwa liegt das Kalilager in 600 Metern Tiefe. Im Gegensatz zum Elsass sind die salzführenden Schichten auf der badischen Seite nicht standfest, eine durchgängige Auszimmerrung der Schächte, Stollen und Örter war deshalb notwendig, um den hohen Gebirgsdruck abzufangen. Eine hohe Gesteinstemperatur (auf Sohle 1077 m bereits 52°C) und hohe Anteile an Methan, Kohlenoxid und Kohlensäure machte die Arbeiten untertage mühsam und gefährlich.

3. Buggingen als Bergbauort

Der Ort Buggingen hatte um 1910 793 Einwohner, gerade 90 mehr als hundert Jahre zuvor. Der später nach Buggingen eingemeindete Ort Seefeldten zählte 674 Bürger. Grössere Industrieansiedlungen gab es bis dahin nicht, die nächstgelegenen wirtschaftlichen Zentren waren die elsässischen Kaliminen, die schon seit 1904 arbeiteten, sowie die Basler Textil- und Chemiefabriken. Die Bevölkerung lebte im wesentlichen von der Landwirtschaft, hinter deren Anteil am Gesamtgewerbe das Handwerk und der Handel zurücktraten. Auch der Eisenbahnbau 1843 brachte für die Gemeinden keine wesentlichen Änderungen. Zwar liegt Buggingen an der oberrheinischen Hauptlinie, die Züge hielten hier aber erst nach regem Protest der Bevölkerung ab 1858.

Mit den Tiefbohrungen 1912/13 verbanden sich die Hoffnungen der nördlichen Markgräfler Gemeinden auf ihren Anteil an der allgemeinen industriellen Prosperität der Zeit. Zunächst jedoch machte der beginnende Krieg alle Erwartungen zunichte. Bei Kriegsende fielen die elsässischen Kaliminen an Frankreich. Auf badi-scher Seite wurden deshalb die Bemühungen um die schnelle Errichtung des Bergwerkes verstärkt. Unter Beteiligung des Burbach-Konzerns und des Landes Baden wurde am 7. 8. 1922 mit dem Abteufen des ersten Schachtes begonnen. In den näch-sten Jahren sollte das Kalibergwerk Buggingen das grösste Bergwerk Südwest-deutschlands und zugleich der einzige grosse Arbeitgeber neben den Basler Betrie-ben am südlichen Oberrhein werden.

Der Grubenverwaltung bereitete es Schwierigkeiten, in dem ländlich struktu-rierten Raum um Buggingen geeignete Arbeitskräfte zu finden, ein Problem, das nur durch den stetigen Zuzug fremder Arbeitskräfte, hauptsächlich aus dem Rhein-land, lösbar war. Bei der Stilllegung des Betriebes 1973 waren ausserdem etwa 200 ausländische Arbeitnehmer beschäftigt. Der Bergwerksleitung diente der zeitwei-lige Arbeitskräftemangel als Motiv für ihre Bestrebungen, die Ansiedlung weiterer Industrie- oder Gewerbebetriebe im Umland zu verhindern. Die Belegschaft betrug anfänglich 700 Mann, 1936 etwa 800, und 1957 war mit über 1000 Beschäftigten die Höchstzahl erreicht.

Die geologischen Verhältnisse im Abbaubereich machten eine bestimmte Abbautechnik notwendig, den «streichenden Strebbau». Bei dieser Methode wer-den die leergeräumten Salzlager mit taubem Gestein und dem nicht verwerte-ten Steinsalz sofort wieder zugefüllt (versetzt). Dieser Umstand erklärt den ver-gleichsweise geringen Haldenbestand nach fünfzigjähriger Betriebszeit. Zudem bewahrte er den Grundwasserbereich rund um Buggingen vor einer noch höheren Belastung.

Mit dem Fördern des Rohsalzes war noch kein verkaufsfähiges Produkt erzeugt. Das etwa 20prozentige Rohsalz musste angereichert werden, was in der Chlorka-liumfabrik, im Volksmund kurz «Fabrik» genannt, geschah. Das Rohsalz wurde gemahlen und in heisser Salzlauge aufgelöst. Die heisse Lauge nimmt nur noch Kalisalz auf, das Steinsalz bleibt zurück. Um das gelöste Kalisalz wieder zu gewin-nen, wurde es abgekühlt; dabei fiel 60prozentiges Kalisalz an, das nach Trocknung als Kaliumchlorid an die Düngemittelindustrie ging.

In den Lösungsvorrichtungen blieb ein 85prozentiger unlösbarer Rückstand übrig; der Rest bestand aus Ton und Anhydrit. Dieser Rückstand wurde als Versatz in die Grube zurück verfrachtet. Die im Kreislauf immer wieder benutzte Lauge musste in Eindickern vom Schlamm gereinigt werden. Der Schlamm wurde über lange Zeit in aufgelassene Kiesgruben verfüllt. In den letzten Betriebsjahren wurde bei Rheinkilometer 208 nördlich von Grissheim ein Klärwerk gebaut. Dessen Ab-wässer wurden anschliessend in den Rhein geleitet, der zurückbleibende Schlamm in hierzu ausgehobenen Becken abgelagert. Der Anteil an der Rheinversalzung wird in der Literatur als gering angegeben, doch gab es hierzu während der Be-triebszeit niemals überprüfbare Zahlen.

4. Die Stilllegung und ihre Folgen

Die Stilllegung des Kaliwerkes Buggingen (gleichzeitig mit den Anlagen in Heitersheim) erfolgte 1973 aufgrund der weltweiten Überproduktion und entsprechend sinkenden Preisen. Das Bugginger Werk hatte zudem die höchsten Gesteungskosten aller Konzernwerke der Kali und Salz GmbH, zu der das Werk seit 1970 gehörte. Die Preisbindung der Kalisalze, die eine billige Versorgung der Landwirtschaft garantieren sollte, hatte von 1948 bis 1972 nur eine Preissteigerung um 35 Prozent zugelassen. Andererseits stiegen beispielsweise die Bruttolöhne in dieser Zeit von 8,59 DM auf 58,45 DM pro Mann und Schicht (580 Prozent). Das Vorhandensein von Methangas untertage, der kostspielige Streckenausbau und die Einbringung des Versatzes sowie die hohen Temperaturen, die nur eine 6stündige Schicht zuließen, machten die Betriebsführung teuer und unrentabel.

Mit den letzten Tagen des Werkes machte sich die Politik des Arbeitsplatzmonopols, die die Werksleitung lange Zeit betrieben hatte, für Buggingen und seine Nachbargemeinden negativ bemerkbar. Es gab keine Betriebe und keine Infrastruktur, die die Arbeitslosen aufnehmen oder den Gemeinden das Steueraufkommen für die nun notwendigen Ausgaben für die Gewerbeansiedlungen einbringen konnten. Die Kali und Salz GmbH hatte bereits ihre Vorstellungen über die weitere Nutzung des Geländes, und sie liess diese auch bald konkret werden: Die ehemaligen Stollen sollten als Endlager für chemische Giftstoffe aus der industriellen Verarbeitung dienen. Ein entsprechender Vertrag mit der Firma Goerig & Co KG in Mannheim bestand bereits und wartete auf die bergrechtliche Genehmigung, die auch alsbald erteilt wurde. Seitens der Gemeinde hagelte es Proteste. Die Bürger und die Verwaltungen der umliegenden Ortschaften sahen sich bereits in der «Giftküche Südbadens», und man befürchtete, dass der eingeführte Slogan vom «Kreis der Thermen und Weine» bald ausgedient haben würde. Insbesondere aus dem Heilkurort Bad Krozingen wurden Ängste vor der Erdkorrosion geäußert. Von der Gemeinde Buggingen wurde im Interesse des Landschaftsbildes zudem mit Nachdruck die Beseitigung der Abraumhalden in Buggingen und Heitersheim gefordert. Der Protest zeigte Erfolg, obwohl 560 Tonnen Hartsäurerückstände in die untersten Stollen verbracht wurden, da diese Testeinlagerung bereits vertraglich abgesichert war. Bei dieser Einlagerung blieb es, die Stollen wurden verfüllt, der Gebirgsdruck verschloss die Hohlräume. Die Kali und Salz GmbH begann 1975 schliesslich mit dem Abriss der Betriebsgebäude. Eine zehn Jahre später durch eine Bürgerinitiative eingeleitete Untersuchung zeigte keine Auswirkungen auf das höher gelegene Grundwassersystem.

Der geplante Ausbau des Werkes zur Grosslagerstätte für Giftmüll sollte nicht der letzte Grund für Bürgerproteste sein. In der Nachbargemeinde Heitersheim hatte die Firma Babcock-BBC Reaktor GmbH Mannheim eine Uranverarbeitungsanlage geplant und beabsichtigte auch, Plutonium zu lagern. Wieder liefen die Bewohner der umliegenden Gemeinden Sturm, obwohl man in Heitersheim und auch in Buggingen geteilter Meinung war, zu sehr drückten die Arbeitslosigkeit und die schwindenden Gemeindeeinnahmen. Starker Protest kam von denjenigen Gemein-

den, die schon früh auf den Fremdenverkehr gesetzt hatten. Der damalige Regierungspräsident nutzte die Gunst der Stunde und meinte, nicht zuletzt mit Seitenblick auf die Widerspenstigkeit der Kaiserstühler, die sich zur gleichen Zeit gegen den Bau des Kernkraftwerkes Whyll zur Wehr setzten, seine Bürger belehren zu müssen: «...er selbst lasse sich in den Bemühungen um die Sicherung der oberrheinischen Erholungslandschaft von niemandem übertreffen; man dürfe sich jedoch der Einsicht nicht verschliessen, dass diese Landschaft kein Naturschutzpark sein könne, sondern auch industrielle Entwicklungspflichten habe.» (Badische Zeitung 17.10.1974). Die Betreiberfirma Babcock-BBC Reaktor GmbH liess jedoch ihr Vorhaben fallen, die Anlage wurde nicht gebaut.

Die Gemeinden Buggingen und Seefeldern haben sich bis heute nicht von der Stilllegung des Bergwerkes erholt. Zwar befindet sich auf dem ehemaligen Betriebsgelände eine Wertstoffrecyclingfirma (nachdem eine Tierkadaverbeseitigungsanlage und eine Schrottverwertungsfirma ebenfalls verzichtet hatten), andere Interessenten sind bisher trotz des immer noch vorhandenen Gleisanschlusses ausgeblieben. In der LKW-protegierenden Zeit werden die vier fehlenden Anschlusskilometer zur Bundesstrasse offenbar zum unüberwindlichen Hindernis.

Was den Buggingern neben dem alltäglichen Auspendeln zum Arbeitsplatz in Freiburg oder Basel vom einstigen Bergsegen bleibt, liegt, einem Untier aus erdgeschichtlichen Zeiten gleichend, vor ihrem Ort: die Halde aus Ton, Gips, Steinsalz und Schlammresten. Sie bereitet den Bürgern der ehemaligen Kaligemeinde Kopfzerbrechen. Eine Haldenbefahrung am 5. 9. 1978 mit anschliessendem bodenkundlichen Gutachten brachte zwar die Erkenntnis, dass das Haldenmaterial gesteinsähnliche Festigkeit besitzt, die Gefahr eines Abrutschens also nicht akut ist. Es wird aber auch darauf verwiesen, dass die steile Böschung nicht bepflanzungsfähig ist, das unverwitterte Haldenmaterial pflanzenfeindlich ist (1 bis 1,5 Prozent NaCl) und nur die dünne verwitterte Schicht salzunempfindlichen Bewuchs zulässt. Die Halde birgt zudem die Gefahr einer langsamen Auswaschung und damit erhöhter Nitratwerte im Grundwasser. Das Abtragen der Halde übersteigt jedoch das finanzielle Leistungsvermögen der Gemeinde ebenso wie die Gerichtskosten, die zur Klärung der Beseitigungspflicht von Altlasten vonnöten wären.

Ein kleiner Trost am Rande bleibt zumindest denjenigen, die in der Halde und deren Erhalt eine denkmalpflegerische Aufgabe sehen: seit etwa 1980 ziehen Teile der Halde zunehmend ein ganz unvermutetes wissenschaftliches Interesse an. Es versammelt sich am Fusse der Halde eine Fauna und Flora, die sonst nur im Mittelmeerraum, am Atlantik oder an der Nordseeküste beheimatet ist. Laufkäferarten, bestimmte Heuschrecken und Assel-Arten bevorzugen den salzigen Boden ebenso wie Salzkraut, Spriessmelde, Flügelschuppeniere und Salzschwade. Von wissenschaftlichem Interesse ist dabei nicht nur das weitere Geschehen in diesem fremdartigen Biotop, sondern auch die Frage, auf welchem Wege dieses entstehen konnte. So geraten die Überbleibsel des einstmaligen Bergbaus auch spät noch in das Spannungsfeld verschiedener Interessen.

IV. Wie die Geschichte zum Denkmal kam...

Der Metallerz-Bergbau im Schwarzwald hinterlässt seine Spuren in der langen Geschichte des Herrschaftsgefüges am gesamten Oberrhein – man denke beispielsweise an die Zähringer, die ihre Herzogsgewalt wesentlich mit den Erträgen aus dem Silberbergbau festigten. Unauffällig, aber stetig war der Blei-Silberbergbau zum wichtigsten ökonomischen Prägefaktor geworden und zeichnete zusammen mit der Glasproduktion (durch den vehement betriebenen Holzraubbau) seine tiefen Spuren über die Jahrhunderte in das Landschaftsbild. In den letzten drei Jahrhunderten aber entwickelte sich durch die vielen Unterbrechungen keine eigenständige Bergbaukultur mehr. Eigentumsverhältnisse und Ertragsentwicklung machten es für die im Bergbau Beschäftigten stets notwendig, mit einem Bein in der Landwirtschaft oder einem handwerklichen Gewerbe zu stehen. Dies änderte sich auch in der Moderne nicht, wie Beispiele in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg deutlich zeigen. Mit Ausnahme der Bergbaugemeinden am Schauinsland bildeten sich auch nirgends präurbane Siedlungsstrukturen. Trotzdem, oder gerade wegen der kulturellen Langzeitwirkung einer bestimmten gewerblichen Produktion dürfte der Bergbau nicht nur die Landschaft, sondern auch das Selbstbild und den Charakter der beteiligten Menschen, deren Verhältnis zu Natur und Technik, ihr Kulturbild beeinflusst haben.

Ganz im Gegensatz hierzu erscheint der Kalisalzbergbau als ein Produkt der schon entwickelten Industriegesellschaft, ein Fremdkörper in der landwirtschaftlich arrondierten Rheinebene: fremd der Gedanke an die Industrie überhaupt, fremd die Leute, die zu ihrem Betreiben ins Markgräfler Land zogen, und aus der Fremde kamen auch die Entscheidungen, die ihr Wohlergehen und ihren Niedergang bestimmten. Die frühen Schliessungen der Blei-Zink- und der Flussspatgruben im Schwarzwald gingen mit der wirtschaftlichen Aufbauphase nach dem Zweiten Weltkrieg einher; insofern gab es bei den Betroffenen kaum Schwierigkeiten für einen beruflichen Neuanfang. In einer Zeit allgemeiner Neuorientierung der ökonomischen Werte waren Tradition und nostalgisches Verharren nicht gefragt.

Anders traf es die Menschen bei der Stilllegung der Kalisalzgruben in den 1970er Jahren. Viel zu einseitig waren die Gemeindestrukturen auf den einen Arbeitgeber ausgerichtet, viel zu weit entfernt lagen die grösseren Wirtschaftszentren, die das Arbeitskräftepotential reibungslos hätten auffangen können. In den Gemeinden des Kalisalzbergbaus hatte sich eine Arbeiterschaft herausgebildet, die im Gegensatz zu den Arbeitern im Erzbergbau keine Wurzeln in Landwirtschaft oder Kleingewerbe am Ort besass. So wurden Arbeitertraditionen und Selbstverständnis im Kalisalzbergbau eher gepflegt als im Erzbergbau. Dieses Bewusstsein bot einen gewissen Halt in der Zeit nach der Auflassung der Gruben. Die Vereine erhielten aus der Arbeiterschaft regen Zulauf und waren sich öffentlichen Interesses sicher. Es waren die am Bergbau Beteiligten selbst, die, zwar allmählich nur noch von der Hoffnung genährt, es handle sich nur um eine vorübergehende konjunkturbedingte Schliessung, ihre gemeinsame Tradition pflegten – etwa durch die Barbarafeier, das

Auftreten in Bergmannsuniformen bei bestimmten Anlässen, die Pflege einer Musikkapelle, die Existenz einer katholischen Kirche für die Bergarbeiter aus den katholischen Regionen Saarland, Oberschlesien und Rheinland. Im Laufe der Jahre war diese Tradition jedoch zum festen Korsett geworden, das sich mehr und mehr um seinen schwindenden Inhalt krallte. Heute, zwanzig Jahre nach der Zechenstilllegung mutet es denn auch eher befremdend an, wenn sich die inzwischen selbst in die Jahre gekommenen Vereinsobmänner über mangelnden Nachwuchs beklagen – als ob die Zeit und die Interessen sich nicht verändert hätten. Die Erfahrungen während der Bergbauzeit und der Zeit nach der Stilllegung der Zechen betrafen in den drei Gemeinden Bergleute und nichtbeteiligte Gemeindemitglieder gleichermaßen. Insofern ist die Bewältigung dieser gemeinsamen Erfolge und Krisen auch eine gemeinsame Angelegenheit. Traditionsbeladene Ansichten und Handlungen wirken auch heute noch nicht aufgesetzt oder geschichtslos. Sie sind eher Zeugnis einer allmählich in die Jahre gekommenen Pflege der «Wundstarre» nach dem Zusammenbruch einer prosperierenden Gemeinde, die allzulange mit dem Neuanchluss an die fortschreitende Geschichte gezögert hatte.

Die Geschichte und die Traditionen des Erzbergbaus bergen ungleich heterogenere Züge als sie die kurze Episode des Kalisalzbergbaus zu bewirken vermochte. Das Wissen um ein nahezu 1000 Jahre währendes Gewerbe berührt jedoch nur in geringem Masse den heutigen Alltag der ehemals im Bergbau Beschäftigten. Es wird vielmehr zum Topos des kommunalen bzw. regionalen fremdenverkehrstauglichen Selbstverständnisses mit akademischer Aura. Dabei ist allerdings weder von wirtschafts- und sozialgeschichtlicher noch von volkskundlicher Seite bisher der Versuch unternommen worden, die jüngere Geschichte und das Verhältnis der Menschen im und um den Bergbau zu dieser Geschichte einer wissenschaftlichen Betrachtung zu unterziehen.⁸ In der vorhandenen Literatur zeichnen sich indessen die überaus vielfältigen Interessengruppen ab, die Verbindungen zum vergangenen Bergbau für sich reklamieren. Das Gros bildet selbstverständlich die geologisch-mineralogische Literatur. Sie vermittelt neben den Standardwerken, wie die Wirtschaftsgeschichte Eberhard Gotheins⁹ oder Pfarrer Heinrich Hansjakobs «Erzbauern»¹⁰, die ältesten Einsichten in die Materie. Hinzu kommen rechtswissenschaftliche und rechtshistorische Aufsätze von Johann Baptist Trenkle.¹¹ Nach 1950 ist eine wahre Flut von Monographien, Aufsätzen, Berichten, Zeitungsessays und Miscellen erschienen. Mit überaus divergierendem Informationsniveau wurde und wird versucht, die Bergbaugeschichte und die Bergbaukultur zusammenfassend darzustellen, wobei der Faktor Mensch oft schlichtweg vergessen oder in sehr unadäquater Weise unter Produktionsziffern und Belegschaftsstatistiken subsumiert wird. Als Leitmotiv für eine literarische Beschäftigung tritt der Hang, die jeweils frühesten Schriftbelege nachweisen zu können oder die ältesten Bergbauspuren entdeckt zu haben in den Vordergrund. Diese Suche nach der «Ursuppe» nimmt zuweilen manische Konturen an. Bei derart einseitig gelagerter Geschichts- und Kulturinterpretation rückt die Zeit der letzten hundert Jahre notwendigerweise aus dem Interessensfeld heraus. Andererseits haben die einstigen Beschäftigten im Bergbau ihre Arbeit

noch durchaus in wacher Erinnerung. Es wäre somit Sache der eigentlich Betroffenen, der ehemaligen Bergleute, über ihre kulturelle Eigenheit, ihre Rolle im Gemeinwesen und für die regionale Geschichte zu reflektieren. Dieses Erinnerungspotential verklingt aber zunehmend mit der natürlichen Mortalität der einstigen Aktivisten. Das Interesse an der institutionalisierten Darstellung und Pflege von Geschichte und Tradition ist jedoch bei den Betroffenen sehr gering. Es sind bisher – mit nur geringen Ausnahmen¹² – kaum Aktivitäten von dieser Seite ausgegangen.

Während sich das von akademischer Seite und von gebildeten Laien getragene Forschungs- und Tradierungsbemühen bisher im wesentlichen auf die publizistische Ebene beschränkt, hat sich in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren eine weitere Gruppe Bergbauinteressierter herangebildet. Sie hat ihre beruflichen und gesellschaftlichen Wurzeln genausowenig wie das Gros der Publizisten im ehemaligen Bergbau, um so zielstrebigere muten ihre Bemühungen an, Geschichts- und Landschafts-/Heimatverbundenheit in aktivistischer Weise umzusetzen: es ist die Rede von den Mineraliensuchern, Höhlenforschern, Bergbaufreunden und Bergbaugeschichtsvereinen.

Die begriffliche Abgrenzung dieser Gruppen ist nicht zu leisten, sie sind in ihren Motiven, Zielen und Methoden so vielschichtig wie in ihrer Zusammensetzung. Den überwiegenden Teil der Gruppe bilden die Mineraliensucher, die ihrem «Hobby» teils aus Sammelleidenschaft, teils aus handfestem ökonomischem Interesse frönen; beides zu verbinden ist dabei keinesfalls verpönt. Eine weitere Spezies dieser Gruppen betreibt das Begehen, Durchkriechen und Durchsteigen alter Bergwerksschächte und Stollen als Freizeitvergnügen aus purer Neugierde und Abenteuerlust, teilweise in Form von «high-extrem-sporting», will heissen, mit halsbrecherischen Kletterpartien am Seil oder Tauchmanövern. Das Durchschnittsalter ist niedrig, der Drang nach der Erforschung der «Bergbaugeschichte» verläuft reziprok zur Aussicht auf Nervenkitzel. Eine weitere Gruppierung schliesslich ist den Fragestellungen der Bergbaugeschichte und den damit verbundenen kulturellen Formen durchaus zugetan, die Vorstellungen hierüber sind je nach Bildungsstand von fundiertem Wissen und grossem Engagement getragen; gleichwohl agieren die Träger dieses Wissens höchst individuell. Daneben begegnet man einer beliebigen Mischung von Schatzgräberideen, romantisch-heroisierenden Bildern, wie sie Heinrich Hansjakob beschrieb, Heimat- und Naturidealen, bisweilen auch von biederer Heimattümelei geprägt.

Viele dieser Bergbauinteressierten haben sich zu Vereinen zusammengeschlossen: «Vereinigung der Freunde der Mineralogie und der Geschichte des Bergbaus», «Förderkreis der Schwarzwälder Bergbaugeschichte», «Mineralienecke», «Buddel und Bruch», um nur einige zu nennen. Die in den Vereinssatzungen formulierten hehren Ziele sollten allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass ein Teil der Organisierten keineswegs von übermässigem Geschichts- oder Traditionsbewusstsein bewegt ist. Das deutsche Vereinsgesetz erkennt eine steuerbefreite Gemeinnützigkeit eines Vereines nur an, wenn dieser sich beispielsweise der Brauchtumpflege oder dem Geschichtsbewusstsein verpflichtet erklärt. Auf diese Art

erlangt auch das Sammeln von Steinen und Mineralien einen «gemeinnützigen» Touch. Wie bereits angedeutet, ist die Mitgliederstruktur dieser Gruppen – der organisierten wie der freien – heterogen. Sämtliche Berufe und gesellschaftlichen Ebenen sind vertreten, keineswegs spiegelt sich etwa eine berufs- oder branchenspezifische Neigung wider. Trotz der oft programmatischen Vereinsnamen wird im allgemeinen wenig Öffentlichkeitsarbeit betrieben. Diese beschränkt sich auf gelegentliche Vortragsabende, bei denen durchaus 100 bis 150 Personen erscheinen können, auf das regelmässige Angebot von Mineralienbörsen und die mehr oder weniger intensive organisatorische Mithilfe bei den Bergmannstagen des Baden-Württembergischen Bergamtes in Freiburg und dem dort angesiedelten Landesverband der bergmännischen Musikvereine. Ansonsten haben diese Vereine eher den Charakter von Freizeitclubs mit gelegentlich familiären Zügen.

Die Ausnahme bilden eine Reihe von Gruppen, deren erklärtes Ziel die Aufwältigung und Instandsetzung alter Stollen oder ganzer Bergwerke und ihre Inbetriebnahme als Schaubergwerke ist. Die Struktur der Gruppen gleicht im wesentlichen der schon beschriebenen. Der Unterschied liegt in der hohen Gruppendisziplin, die jedem Mitglied eine auf Jahre hinaus angelegte Zielsetzung abverlangt. Was für den gelegentlichen Betrachter wie ein Action-Freizeitvergnügen aussieht, ist in Wahrheit knochenharte Schinderei, die von jedem Vereinsmitglied zu akzeptieren ist. Es gilt, zum einen eine möglichst genaue Aufnahme des Stollengebäudes, dessen Aufwältigung beabsichtigt ist, zu erreichen, die erforderlichen Arbeiten und die Materialkosten richtig einzuschätzen, was die Grössenordnungen einer Hobbyvereinigung bald übersteigt. Zum anderen bedeutet die Durchführung eines solchen Vorhabens das jahrelange Opfern jedes freien Wochenendes und des grössten Teils des Jahresurlaubs mit der entsprechenden Abwesenheit von der Familie. Dazu muss ein Anteil an den entstehenden Kosten übernommen werden (eine eher makabre Analogie zur klassischen Zubusse der Gewerken). Monatelang müssen sodann Geröll, Schlamm und Gestein von Hand aus Stollen und Schächten gebracht werden, teilweise muss im Wasser stehend oder auf dem Bauch liegend gearbeitet werden. Sind schliesslich die Fahrten (Leitern) angebracht und gesichert, die Pumpensümpfe angelegt, Stromkabel gelegt und isoliert, die Gänge versprosst oder ausgezimmert, so ist damit immer noch keine Sicherheit gewonnen, dass das anvisierte Ziel überhaupt zu erreichen ist. Welche Motive, welche Sehnsüchte bewirken diese exzentrisch anmutende Kraft, die längst kein Freizeitvergnügen mehr darstellt, sondern immer mehr Besitz von der überhaupt zur Verfügung stehenden Zeit der Beteiligten nimmt? Weder «survival trainings» noch forschende Neugierde können für einen aussenstehenden Betrachter der hinlängliche Grund sein, sich jahrelang jedes Wochendende, ja gelegentlich jeden freien Abend von der Familie und allen weiteren Sozialkontakten zu lösen und dafür Steine und Schlamm zu schleppen. Sollten sich hier Geschichts- und Traditionssuche, Abenteuersucht und Fahnden nach Identität zu einer Art Gruppenhappening zusammenfinden? Jedenfalls ist die Akzeptanz dieser «feelings» bei den Gelegenheits«montanforschern» uneingeschränkt, die an den Wochenenden in reichlicher Zahl und nicht zuletzt aus der

benachbarten Schweiz oder dem Elsass kommen und bei den diversen eingesessenen Gruppen Steine schleppend «einen Tag wie im richtigen Bergwerk erleben».¹³

Wie steht es nun mit dem erklärten Ziel der Erforschung der Bergbaugeschichte und der Bergbaukultur? Aus den wenigen schriftlichen Statements einzelner Gruppen oder den mündlichen Äusserungen ist eher zu schliessen, dass die historische Zielsetzung sich meist an teils konkrete, teils fiktive Einzeldaten oder Gegebenheiten anlehnt. Aus der Fülle der bereits erwähnten wissenschafts- und heimatkundlich orientierten Literatur werden die Daten und Erklärungsmodelle, die die eigenen Vorstellungen zu bestätigen scheinen, herausgelöst. Zwischen dem, was zur Geschichte wurde, und dem eigenen Tun wird jede Distanz vermieden, wenn es etwa heisst: «Kurze Untersuchungsarbeiten wurden ... 1820 und 1893/94, sowie im Zuge der Prospektionsarbeiten im Zuge des ‹Vierjahresplans› 1938/39 durchgeführt – doch erst seit 1987 wird durch eine entschlossene Initiative der Bürger von Sexau wieder ‹Licht in das Dunkel› der alten Silbergrube und damit der Bergbaugeschichte im ganzen Revier Freiamt-Sexau gebracht».¹⁴ Die Kontaktsuche zwecks wissenschaftlicher oder behördlicher Unterstützung erfolgt selten aus notwendiger Einsicht, sondern aus der Hoffnung heraus, der immensen finanziellen Belastungen Herr zu werden und vor allem aus der rechtlichen Grauzone herauszukommen.¹⁵ Die langwährenden und teuren, das Privatleben beschränkenden Arbeiten und die dafür notwendige Gruppendisziplin führen zum Zielkonflikt: die Geschichte als solche und die zu ihrer Erforschung notwendigen Einsätze werden mehr und mehr funktionale Einheiten, die sich dem jeweiligen Leistungsvermögen der Gruppen unterzuordnen haben.¹⁶ Der romantische Hang, der im letzten Jahrhundert von vermögender aristokratischer Seite bekannt ist¹⁷, hat bis heute seine Wirkung nicht eingebüsst. Das blosses Anfassen von «alten» Steinen oder Hölzern wird bereits zum Geschichtserlebnis, das man durch seine Arbeit ermöglicht. Die volle Identifizierung mit den Erzbauern Hansjakobs, gepaart mit dem gemeinsamen Arbeitsethos, erzeugen das Gefühl einer informellen verschworenen Gemeinschaft. Ein Pionierbewusstsein, mit dem man es den Schreibtisch-Bergbauforschern von der Universität mal zeigen kann – «die sollen doch erst mal hier runter in den Dreck und aufräumen» – lässt wenig Zweifel aufkommen, dass es sich hier um die selbstgebastelte Geschichte einer jeden Gruppe handelt. Schliesslich scheitert die Nachprüfbarkeit an den natürlichen Bedingungen eines Bergwerkes.

Das Nachjagen hinter Fiktionen und missverstandener Historizität nimmt zuweilen groteske Formen an: So beruft sich eine im Suggental bei Waldkirch/Elztal wirkende Gruppe auf die Authentizität der Sage vom Bergwerksunglück im Suggental von 1293. Der Blei-Silber-Bergbau im Suggental ist in schriftlichen Überlieferungen seit 1284 nachzuverfolgen. Eine Urkunde¹⁸ berichtet von der Planung des Baus eines Hangkanals im Glottertal, der durch einen Tunnel geführtes Wasser ins Suggental hinüberleiten sollte. In der Sage wird berichtet, dass kurz nach Fertigstellung dieses Kanales im Jahre 1293 (andere Versionen nennen das Jahr 1297) ein grosses Unglück den Kanal bersten und das Bergwerk überschwemmen liess. Es sollen dabei 300 Bergleute (auch von 600 wird berichtet) ums Leben gekommen

sein. Diesem «abgesoffenen» Bergwerk nebst den darin vermuteten Leichen gilt die nun schon zehnjährige Suche der Suggentaler Gruppe. Die Arbeit geschieht unter den bereits beschriebenen schweren Bedingungen; die Gruppe hat seit ihrem Start bereits den grösseren Teil der Mannschaft ersetzen müssen, nicht aber ihre Zielsetzung. Die Stadt Waldkirch hat zeitweilig die Kosten für die unentwegt laufenden Pumpen übernommen. Mittlerweile ist ein kleines Besucherbergwerk entstanden, das während der Sommermonate geöffnet ist. Bei solchen Gelegenheiten wird dann stets auf die Geschichtsträchtigkeit des Bergwerkes verwiesen. Einmal abgesehen davon, wie motivationswirksam die Verfolgung einer Legende für die Gruppendynamik einer auf Jahre hinaus auf Erfolg angelegten Suche sein kann – für die meisten Suggentaler Bergwerksfreunde ist die Sage Realität. Der in Urkundenform erst wieder im 18. Jahrhundert belegte Bergbau vor Ort, der zweifellos die gleichen Spuren hinterlassen hat wie der noch ältere, ist dabei eher ein Hindernis, dessen Überbleibsel auf Halde geworfen wurden. Der Drang nach der vermeintlichen Sensation verkehrt den selbstgefassten Grundsatz zur Geschichtssuche ins Gegenteil – die Spuren werden vernichtet. Das Ziel wird zur Ideologie und der ursprüngliche Gedanke, einen Beitrag zur Kontinuitätsforschung in der Bergbaukultur zu leisten, gerät dabei ins Abseits. Die Aktivitäten nehmen mehr und mehr Plazebogestalt an, Traditionen werden nicht auf ihre Ursprünge und ihre Botschaft hin untersucht und neu belegt, sondern sie werden erst produziert.

Das Beispiel Suggental zeigt einmal mehr, wie die Trennung einer bestimmten geschichtlichen Situation (die Unglücksage und ihre Tradierung) von ihrem Gesamtzusammenhang in den einzelnen historischen Phasen und von ihrem Bezug zur Gegenwart eine Eigendynamik entwickelt, die die tatsächlichen Spuren missachtend die Erfüllung im selbstproduzierten Geschichtsbild sucht. Nebenbei wird auch die völlige Distanzlosigkeit zu Mythos und Magie deutlich, die von echten und vermeintlichen Quellen, Romantik und ebenso von Realitätsverlust kündigt: Die Zahl 300, gelegentlich in ihrer Verdoppelung, taucht in allen legendenhaften Erzählungen über Bergwerksunglücke auf. Im Suggental wird von 300 oder gar 600 Opfern berichtet, das Unglück, das der Hass der Bergleute im Münstertal auf die Mönche des Klosters St. Trudpert hervorrief, fordert ebenfalls 300 Tote und in Todtnau finden im 14. Jahrhundert ebenfalls 300 bzw. 600 den Tod.

Die magische Zahl sollte jedoch nicht von vornherein die Ergründung der historischen Möglichkeit des Ereignisses ausschliessen, auch wenn mit Hilfe des Mythos die Arbeitsmoral besser sein sollte. Betrachtet man die Zahl der 300 Opfer auf einer Schicht untertage als real gegeben, so muss mit einer gleich grossen Zahl von Menschen in der unmittelbaren Weiterverarbeitung gerechnet werden. Sodann bedarf die Infrastruktur für die Holzbeschaffung, den Transport und die handwerklichen Leistungen eine weitere Gruppe von 200 bis 300 Personen. Diese Menschen müssten ernährt werden, und es wären auch Kinder und Alte zu berücksichtigen: alles in allem wohl eine Siedlung von 2000 bis 3000 Personen. Ist es möglich, dass eine mittelalterliche Ansiedlung von dieser Grösse und Prosperität durch das Raster aller Tradierungen sowie der historischen und archäologischen Forschung fällt?

V. Zusammenfassung

Die Zeit des Bergbaus im Schwarzwald und in der Rheinebene ist vorbei. Seine Produkte sind auf dem Weltmarkt billiger zu haben als vor Ort; eine Aussicht auf Wiederbelebung ist nicht gegeben. Sie würde möglicherweise an den altbekannten Gründen scheitern: wieder hat sich eine Generation ökonomisch und kulturell neu orientiert, das alte Wissen und die Fertigkeiten sind unnütze und vergessen.

Für den Blick zurück blieb bei all der modernen Prosperität der Wirtschaft und des sozio-kulturellen Wandels wenig Zeit. Neue Industrien, neue Produkte und neue Märkte verliehen eine neue ökonomische Identität, wer zurückblieb, geriet ins Hintertreffen – eine bittere Erfahrung, gerade für die Gemeinden des Kalisalzbergbaus.

So waren (und sind) es andere, die sich der Geschichte und des kulturellen Vermächtnisses des Schwarzwälder Bergbaus annahmen, sich aus der Fülle der Ereignisse und den Spuren am und im Berge jedoch nur einzelne Versatzstücke herausbrachen, um sich mit der vermeintlich romantisch-heroischen Gestalt des Bergmanns als Vehikel die eigenen Sehnsüchte und die Flucht aus dem modernen Alltag zu erfüllen. Indessen bleibt die jüngere Geschichte der Bergleute und ihre Rolle für die Identität der jeweiligen Gemeinwesen noch zu erforschen: jene Identität des Einheimischen und des Fremden, die aus der gemeinsamen Arbeit und der Hoffnung auf einen Neubeginn erwuchs und die trotz der steten Wiederholung in nunmehr 1000 Jahren immer aufs neue erkämpft werden musste.

Dabei zeigt die Geschichte vielerlei Gesichter: viele der «typischen» Schwarzwälder Familiennamen verweisen auf ihre Herkunft aus Tirol, Kroatien oder Graubünden, andererseits waren es – und sind es auch heute wieder – die Fremden, die in Zeiten konjunkturellen Niedergangs zuerst ihre Arbeit und damit ihr Zuhause verloren. In der Aufgabe, am Beispiel dieses geschichtlichen und kulturellen Vermächtnisses auch Wege für die Zukunft einer Region zu ergründen, liegen die Schnittstellen eines gemeinsamen Interesses, sowohl der Betroffenen als auch der Wissenschaften und der engagierten Laien. Nicht die Musealisierung einer noch lebenden Generation ist gefragt, sondern die Erfassung und die Reflexion ihrer Erfahrungen. Erst dann ist der Blick auch für das historisch Fremde – weil Vergangene – nicht mehr verstellt und beliebig romantisierbar. Es gilt nun, die Zeit zu nutzen und die noch lebenden Zeugen dieser im Vergehen begriffenen Epoche zu befragen, sie miteinzubeziehen in die Definition und Erläuterung ihres kulturellen Erbes. Zeit für Denkmäler bleibt noch lange.

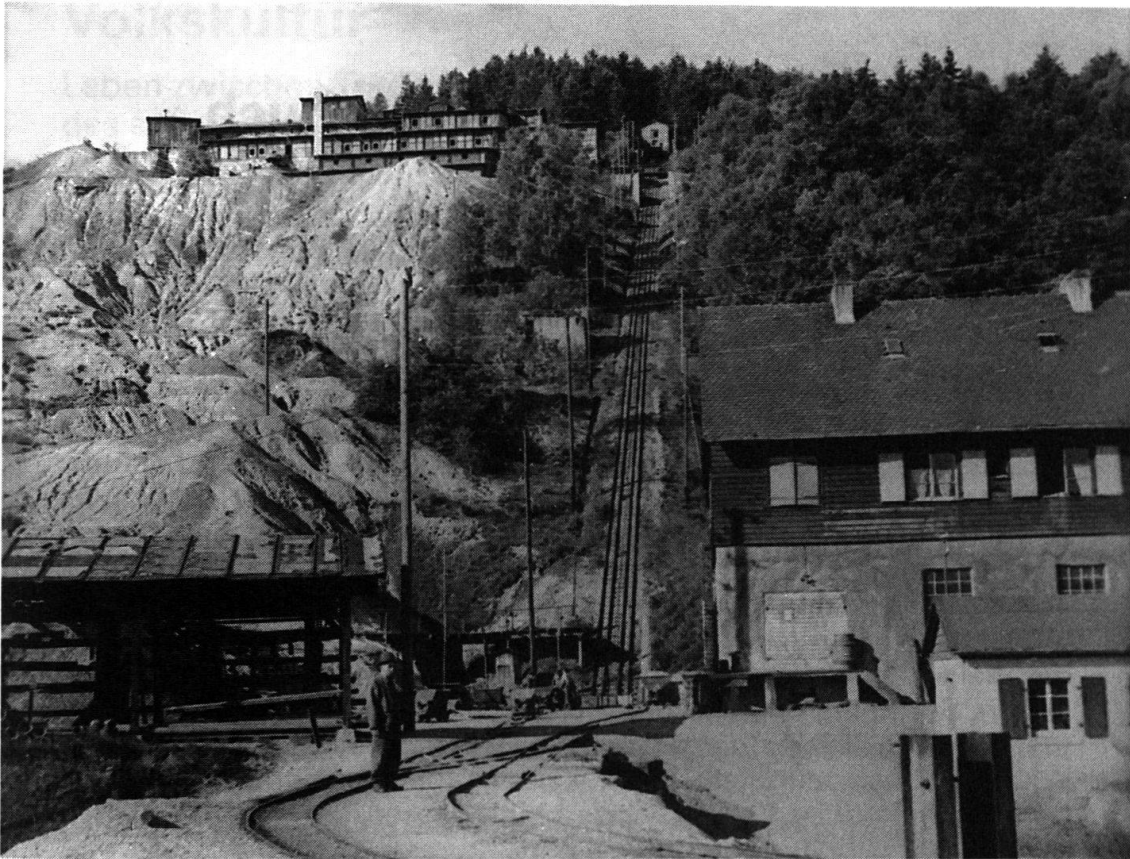
Anmerkungen

- ¹ Eine Einführung zu diesen Fragestellungen bietet der Band 109 der Freiburger Universitätsblätter.
- ² Neueste archäologische Ergebnisse im Bereich von Sulzburg stimmen mit Überlegungen von Historikern überein. Siehe hierzu die Ausführungen A. Zettlers in: Stadtgeschichte Sulzburg, Band I, 1993, S. 280ff.
- ³ Hierzu A. Zettler in: Freiburger Universitätsblätter 109, 1990, S. 59–78.

- ⁴ So sind z. B. Bergleute aus dem Schwarzwald im ausgehenden 13. Jahrhundert als Unternehmer im böhmischen Iglau bezeugt.
- ⁵ Das städtische Patriziat löst den Adel ab, die Macht konzentriert sich auf die Landesherrschaft; Silberimporte aus der «neuen Welt» lösen die Monopolstellung der heimischen Silberbergwerke auf; die Bergwerke selbst erreichen große Tiefen und haben aufgrund der Wasserlösungsprobleme enorme Kapitalisierungsschwierigkeiten.
- ⁶ Zum Beispiel die Berauer, Bintzger, Brädler, Maderspacher, Lorenz, um nur einige anzuführen. Siehe hierzu die Ausführungen Paul Priesners in «Der Bergbau im Schauinsland».
- ⁷ Heute als Flur- oder Gewannamen gebräuchliche Bezeichnungen wie z. B. «Engländerstollen» entstanden in dieser Zeit.
- ⁸ Es sei darauf hingewiesen, daß der Verfasser die komplexen Fragestellungen im Zusammenhang mit dem niedergegangenen Bergbau im Schwarzwald in einer Dissertation behandelt.
- ⁹ Eberhard Gothein: Die Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwalds. Band I, Straßburg 1892.
- ¹⁰ Siehe Literaturliste.
- ¹¹ Johann Baptist Trenkle: Geschichte des Bergbaus im südlichen Schwarzwald (1028–1869). In: Zeitschrift für Bergrecht 11, 1870 Seite 185ff.
- ¹² Die Anfänge des Wiedener Besuchsbergwerks gehen auf Initiativen von ehemaligen Bergarbeitern zurück; ebenso das kleine Mineralienmuseum in Oberwolfach/Kinzigtal. Der Versuch einiger Mitarbeiter, das Bergwerk Gottesehre in Urberg (Krs. Waldshut) in ein Schaubergwerk umzuwandeln, mußte hingegen aufgegeben werden.
- ¹³ Solche und ähnliche Annoncen finden sich immer wieder in den regionalen Tageszeitungen.
- ¹⁴ Informationsblatt der Gruppe «Buddel & Bruch» Sexau von 1993, Seite 10.
- ¹⁵ Prinzipiell unterliegen alle alten Bergbaurelikte der Denkmalschutzverordnung; allerdings ist das Bewußtsein über diese Art technischer Denkmäler vorderhand weder bei den Behörden noch bei den beschriebenen Gruppen sehr ausgeprägt.
- ¹⁶ So war z. B. von einer Gruppe konzipiert worden, in Wieden bei Todtnau einen Stollen zur anderen Talseite durchschlägig zu machen, um darin Besucher auf einer Bahn von einem Tal zum andern zu befördern. Es hatte zuvor niemals eine solche Verbindung gegeben; der künstliche Tunnel hätte für die Besucher keinerlei historische oder technische Erkenntnis gebracht.
- ¹⁷ Hierzu Otto Föhrenbach «Der badische Bergbau», S. 30–35.
- ¹⁸ Hierzu ZGO 19, 1866, S. 78; Übertragung und Kommentar der Urkunden des Freiburger Urkundenbuchs von Dambacher.

Literatur

- GUSTAV ALBIEZ: Die geologischen Untersuchungsarbeiten des Kaliwerks Buggingen (Südbaden). In: Jahresberichte u. Mitteilungen der oberrheinischen geologischen Vereinigung Stuttgart, 1976 N. F. 58, S. 101–120.
- DERS.: Das Kaliwerk Buggingen. In: Buggingen, eine Markgräfler Gemeinde im Wandel der Zeit. Hrsg.: Gemeinde Buggingen, Freiburg 1978.
- OTTO FÖHRENBACH: Der badische Bergbau in seiner wirtschaftlichen Bedeutung vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Diss. Universität Freiburg 1910.
- EBERHARD GOTHEIN: Die Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwalds. Band I, Strassburg 1892.
- HEINRICH HANSJAKOB: Erzbauern. Freiburg 1971 (Erstauflage 1899).
- JUSTUS VON LIEBIG: Einleitung in die Naturgesetze des Feldbaues. In: Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie. Band 1, Einleitung. Braunschweig 1862.
- RUDOLF METZ: Der frühe Bergbau im Suggental und der Urgraben am Kandel im Schwarzwald. In: Alemannisches Jahrbuch 1961, S. 263–293.
- PAUL PRIESNER: Die Geschichte der Gemeinde Hofsggrund (Schauinsland) Band I: Der Bergbau im Schauinsland von 1340 bis 1954. Freiburg 1982.
- JOHANN BAPTIST TRENKLE: Geschichte des Bergbaus im südlichen Schwarzwald (1028–1869). In: Zeitschrift für Bergrecht 11 (1870), 185 ff.
- ALFONS ZETTLER: Die historischen Quellen zum mittelalterlichen Bergbaugeschehen. In: Freiburger Universitätsblätter 109 (1990), S. 59–78.
- DERS.: Sulzburg im früheren Mittelalter. In: Geschichte der Stadt Sulzburg Band I, Freiburg 1993, S. 277–334.
- Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (ZGO); hier der Jahrgang (19) 1866.



Erzaufbereitung um 1953. Grube Kappel im Tal

Aus: Kappel im Tal. Dorfgemeinde und Stadtteil. Eine Ortsgeschichte. 1993 herausgegeben von der Stadt Freiburg i. Br., Ortsverwaltung Kappel, S. 113.

Neuerscheinung

Das Volkskundliche Taschenbuch

Bd. 2. Ernst Witzig: «Da war's um mich geschehen.» Erinnerungen eines Hagestolz im Basel des 19. Jahrhunderts. Hg. von Paul Hugger. Basel 1994. – 205 S., 24 Abb. – Fr. 25.–
ISBN 3-908122-53-8

Ernst Witzigs Jugenderinnerungen, geschrieben in seinem Tessiner Tusculum, handeln vom verschwiegene Kleinleben im Basel des 19. Jahrhunderts. Da ist von den Kinderspielen die Rede, von Schule und Freizeit, vom Studium des künftigen Juristen an der Hochschule zu Basel und an ausländischen Universitäten. Die beruflichen Schwierigkeiten kommen zur Sprache, Prozesse, Querelen, wobei Witzig das Verhalten des damaligen Establishment einer beissenden Satire unterzieht. Vor allem schildert der Autor in humorvoller und entwaffnender Weise das Werben des Junggesellen um damalige Basler Schönheiten. Sorgfältig und anschaulich werden die gesellschaftlichen Rituale, welche die kleinbürgerliche Welt Basels beachtete, geschildert. Witzig hat uns so ein köstliches Dokument über das Alltagsleben einer Schweizer Stadt im 19. Jahrhundert hinterlassen.

Bisher erschienen:

Band 1. Johann Rudolf Weiss: «Ah! dieses Leben, diese Farbenglut!» Zwei Schweizer auf Gesellenwalz im Orient (1865–1874). Hg. von Paul Hugger. Basel 1993. – 303 S., 1 farbige, 30 s/w Abb. – Fr. 27.–
ISBN 3-908122-51-1

Band 3. Marie Beyme: «Fränzeli's Kinderjahre.» Fast eine Idylle in Klingnau. Hg. von Walter Nef; bearbeitet von Paul Hugger und Peter Widmer. Basel 1993. – 48 S., 16 farbige, 2 s/w Abb. – Fr. 15.–
ISBN 3-908122-52-X

SCHWEIZERISCHE GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE, BASEL

Auslieferung:
Reinhardt Media-Service, Postfach 393, CH-4012 Basel
Tel. 061/261 33 20

Auslieferung für Deutschland:
Dr. Rudolf Habelt GmbH, Postfach 15 01 04, D-53040 Bonn
Tel. 0228/23 20 16